

Der mit der japanischen Besetzung Burmas (1942) beginnende burmesische Unabhängigkeitskrieg wurde von diversen Aufstandsgruppen geführt. England hatte sich bereiterklärt, Burma zu einem offengelassenen Zeitpunkt in die Unabhängigkeit zu entlassen. Diesen wollten die Aufständischen nicht abwarten. Aus dieser Zeit stammt der folgende Bericht. Die von England praktizierte Hinrichtung durch den Strang ist wohl eine der am wenigsten grausamen. Der folgende Bericht berührt daher nicht durch die Grausamkeit des Geschehens, sondern fast noch mehr durch die nüchterne Klarheit des Hinrichtungsvorganges.

Eine Hinrichtung – A Hanging

von

A. E. Blair (alias George Orwell)

Es war in Burma. Ein schmutziger Morgen der Regenzeit. Fiebriges Licht, wie gelbes Wellblech, ragte über die hohen Mauern in den Gefängnishof. Wir warten vor den Todeszellen, Verschlänge in einer Reihe, vorne mit doppelten Balken, wie kleine Tierkäfige. Jede dieser Zellen maß etwa 10 x 10 Fuß und war völlig leer, bis auf eine Pritsche und einen Krug für Trinkwasser. In einigen saßen braune Männer, wortlos ans Gitter gedrängt, die Decken um ihren Leib geschlagen. Das waren die Verurteilten, die in der nächsten Woche oder so gehängt werden sollten.

Ein Gefangener war aus seiner Zelle herausgebracht worden. Ein Hindu. Ein zierliches Männchen, mit geschorenem Kopf und glasigem, wäßrigem Blick. Er hatte einen dichten, starkwüchsigen Schurrbart, geradezu unsinnig groß bei seiner Statur, ein Schurrbart fast wie bei den Witzfiguren im Film. Sechs stämmige indische Wärter führten ihn und machten ihn galgenfertig. Zwei standen etwas abseits mit Gewehren und aufgesetzten Bajonetten. Die anderen legten ihm Handschellen an und zogen durch diese eine Kette, die sie an ihrem eigenen Gürtel befestigten. Seine Arme wurden an seinem Leib festgezurr. Die Wärter blieben nah um ihn, sie hielten ihn sorgsam, fast liebevoll fest, so als wollten sie immer sicher sein, ob er auch noch da sei. So wie man einen Fisch hält, der noch lebt und vielleicht wieder ins Wasser springt. Er aber stand ohne Widerstand da, streckte seine Arme zur Fesselung entgegen, so als ob er kaum merkte, was geschah.

Es schlug 8 Uhr, und von den entfernten Unterküferten tönte der Weckruf kläglich durch die feuchte Luft.

Der Gefängnisleiter, etwas abseits von uns, rührte sinnierend mit seinem Stock im Sand herum, und hob bei dem Ton den Kopf. Er war ein Armeearzt, hatte einen grauen, bürstenartigen Schnauzbart und eine schnar-rige Stimme: *Mein Gott, Francis, nun mach mal zu – rief er ungehalten. Der Mann sollte eigentlich jetzt schon tot sein. Seid ihr immer noch nicht fertig?*

Francis, der Oberaufseher, ein fatter Drawide, also kein Hindu, in weißer Uniform und mit Goldbrille hob seine dunkle Hand. *Jawohl, Sir, sofort!* brachte er hervor. *Alles iss z` Zufriedenheit färtig! Der Henker wartet schon. Kann losgehn.*

Also Marsch, aber flott. Die Gefangenen kriegen kein Frühstück, bevor wir diese Sache nicht hinter uns haben.

Wir machten uns auf den Weg zum Galgen. Zwei Wächter an jeder Seite des Gefangenen, ihre Gewehre im Anschlag; weitere zwei gingen eng aufgeschlossen hinter ihm und hielten ihn an Arm und Schultern, ihn zugleich schiebend wie haltend. Wir anderen, Offizielle und so weiter, hinterher. Es waren etwa 30 m bis zum Galgen. Ich schaute auf den bloßen braunen Rücken des Gefangenen, der da vor mir ging. Mit seinen zusammengebundenen Armen bewegte er sich ungeschickt, aber doch zügig, mit dem geduckten Gang der Inder, die ja ihre Knie nie durchstrecken. Bei jedem Schritt glitten seine Muskeln voran. Die Haarlocke auf seinem Schädel hüpfte auf und ab, seine Fußspuren drückten sich in den nassen Sand. Und plötzlich, ungeachtet der Männer, die ihn an jeder Schulter hielten, trat er etwas zur Seite, um einer Pfütze im Wege auszuweichen.

Merkwürdig. Aber bis zu diesem Augenblick war mir gar nicht bewußt gewesen, was es bedeutet, einen gesunden, geistig klaren Menschen zu zerstören. Als ich den Gefangenen zur Seite treten sah, um der Pfütze auszuweichen, erkannte ich das Ungeheuerliche, die unsägliche Verkehrtheit, ein Leben abzuschneiden, welches in voller Kraft steht. Dieser Mann war nicht sterbenskrank, er war lebendig wie wir. Seine Organe arbeiteten – sein Gedärm verdaute die Nahrung, seine Haut erneuerte sich und seine Fingernägel wuchsen und bildeten sich neu aus – alles nur zum Zwecke dieser feierlichen Ungeheuerlichkeit. Seine Nägel würden noch wachsen, wenn er auf der Falltür steht, und auch dann noch, wenn er ins Freie fällt und nur noch eine Zehntelsekunde leben wird. Seine Augen sahen den gelben Sandboden, die grauen Gefängnismauern, und sein Hirn erinnerte sich, schaute voraus und wog vernünftig ab – wegen einer Pfütze. Er und wir waren gemeinsam Menschen, zusammen einen Weg gehend, sehend, hörend, fühlend, verstehend dieselbe Welt; und in zwei Minuten mit einem jähen Schlag würde einer von uns weg sein – ein Wesen weniger, eine Welt weniger.

Der Galgen stand in einem kleinen Hof, abseits vom Hauptfeld des Gefängnisses, seine Mauern stark mit Gestrüpp überwachsen. Es war ein Ziegelbau, an drei Seiten umschlossen wie ein Stall, oben mit einem Gerüst und darüber zwei Balken mit einem Querbalken, von dem das Seil herabhing. Der Henker, ein grauhaariger Gefangener in der weißen Gefängnisuniform, wartete neben seiner Maschine. Er grüßte uns mit einer servilen, tiefen Verbeugung, als wir eintraten. Auf ein Wort von Francis griffen die beiden Wärter den Gefangenen noch fester und führten halb, halb schoben sie ihn zum Galgen und halfen ihm etwas ungeschickt auf die Leiter. Dann stieg der Henker hinauf und legte das Seil um das Genick des Gefangenen.

Wir standen keine 3 Meter entfernt und warteten. Die Wärter hatten sich in einer Art Halbkreis um den Galgen aufgestellt. Und dann, als die Schlinge um seinen Hals gelegt war, begann der Gefangene seinen Gott anzurufen. Es war ein hoher, sich wiederholender Ton: *Ram! Ram! Ram!* Nicht drängend oder ängstlich wie ein Gebet um Hilfe, aber inständig und rhythmisch, fast wie das Schlagen einer Glocke. Der Hund antwortete darauf mit Gewinsel. Der Henker, oben auf dem Gerüst, zog einen Sack aus Baumwolle, so eine Art Mehlsack, hervor und stülpte ihn dem Gefangenen über den Kopf. Aber der Ton, nur gedämpft durch das Tuch, dauerte an. Immer und immer wieder: *Ram! Ram! Ram! Ram! Ram!*

Der Henker stieg herab und stand bereit, die Hand am Hebel. Minuten schienen zu vergehen. Das ständige gedämpfte Rufen des Gefangenen hörte nicht auf. *Ram! Ram! Ram!* – keinen Augenblick nachlassend. Der Gefängnisleiter, den Kopf nach vorn geneigt, stocherte

langsam mit seinem Stock im Boden. Vielleicht zählte er die Rufe und hatte dem Gefangenen eine bestimmte Anzahl zugestanden – fünfzig, oder vielleicht, hundert. Allen hatte sich die Gesichtsfarbe verfärbt. Die Inder waren grau geworden wie schlechter Kaffee, und ein oder zwei der Bajonette begannen zu zittern. Wir schauten auf den gebundenen, verhüllten Mann auf der Falltür und hörten auf seine Rufe. Ein jeder Ruf eine Sekunde Lebens; wir dachten alle dasselbe – oh, tötet ihn schnell, bringt es hinter euch, macht ein Ende mit dieser gräßlichen Ruferei!

Plötzlich raffte sich der Gefängnisleiter zusammen. Er warf den Kopf auf, machte einen raschen Zug mit seinem Stock: *Chalo!* rief er fast wütend.

Da war ein krächzendes Geräusch, und dann Todesstille. Der Gefangene war nicht mehr, und das Seil drehte sich um sich selbst. Ich ließ den Hund laufen, und er rannte sofort auf die Rückseite des Galgens. Dort blieb er mit einem Ruck stehen, bellte und verzog sich unter das Gestrüpp in einer Ecke des Hofes. Er schaute uns furchterfüllt an. Wir gingen um den Galgen, um den Körper des Gefangenen zu untersuchen. Er hing da mit ausgestreckten Zehen, drehte sich sehr langsam, tot wie ein Stein.

Übersetzung von M. A.

*